Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte = Revue suisse d'histoire religieuse et culturelle = Rivista svizzera di storia religiosa e culturale

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 114 (2020)

Artikel: Gemeinschaftsvorstellungen als Sonde für das Verständnis des 20. Jahrhunderts : Potenzial und Herausforderungen

Autor: Levsen, Sonja

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882484

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gemeinschaftsvorstellungen als Sonde für das Verständnis des 20. Jahrhunderts – Potenzial und Herausforderungen

Sonja Levsen

«Gemeinschaft um der Gemeinschaft willen ist nicht mehr», konstatierte 1957 der süddeutsche Musikdozent und Chorleiter Gerd Watkinson in einem Beitrag zur *Deutschen Jugend*, einer Zeitschrift, die sich an Jugendleiter und Experten der Jugendarbeit richtete. Allenthalben zeige sich, «daß die Gruppen durchaus aus einzelnen bestehen und der einzelne ganz persönlich angesprochen sein möchte.»[1] Musik etwa mache die Jugend nicht, um «Gemeinschaft zu pflegen», auch wenn man das «immer wieder aus wohlmeinendem Munde so mancher Stadtväter» höre. Gemeinschaft müsse, so folgerte er, neu gedacht werden. Es gelte, in der Jugendarbeit auf kleine, unverbindliche Gruppen zu setzen, in denen Jugendliche ihren Neigungen nachgehen könnten. An die Stelle eines «deklamatorischen Gemeinschafts- und Korpsgeistes» solle, so formulierte es in derselben Zeitschrift der in Nürnberg tätige Landesjugendpfarrer Peter Krusche, «mehr das sachliche Angebot» treten.[2]

Diese Diagnosen waren Teil einer ganzen Welle von Beiträgen an der Wende von den 1950er zu den 1960er Jahren, die eine Abkehr von alten Gemeinschaftsidealen diagnostizierten oder forderten. «Man lockt heute keinen Hund mehr, geschweige denn einen Siebzehnjährigen hinter dem Ofen hervor und in einen Jugendverband, wenn man ihm mit Zwang, Kameradschaft, Gemeinschaft, Pflicht, Aufgabe und ähnlichen, für ihn abgeschmackten Dingen kommt», kommentierte ein Leser der *Deutschen Jugend* 1957. Die Diagnose des Wandels unterlegte er so mit einer eindeutig positiven Wertung.[3] Unumstritten war eine solche Distanz zum Gemeinschaftspathos Ende der 1950er Jahre noch keineswegs. Sie verweist

[1] Gerd Watkinson, Zur Situation der musischen Jugendbildung, in: Deutsche Jugend 5 (1957) 359–366, hier 360.

[2] Peter Krusche, Dienst an der jungen Generation – Anspruch oder Wirklichkeit?, in: Deutsche Jugend 5 (1957) 15–20, hier 19.

[3] Karsten Peters, Die Jugendvereine und die Siebzehnjährigen, in: Deutsche Jugend 5 (1957) 531f., hier 532.

SZRKG/RSHRC/RSSRC 114 (2020) 149–154, DOI: 10.24894/2673-3641.00073

jedoch auf einen spezifischen Moment in der Geschichte des Gemeinschaftsdenkens im 20. Jahrhundert, einer wechselhaften Geschichte, der die Beiträge in diesem Band nachgehen.

Welchen Bezug also hat das Nachdenken über Gemeinschaft zum 20. Jahrhundert? Einerseits ist die Frage nach dem Verhältnis des Einzelnen zum Kollektiv eine Grundfrage politischen Denkens. Sie beschäftigte schon die antike Philosophie, prägt die *Politeia* von Platon ebenso wie die *Politik* des Aristoteles. Und auch jenseits der politischen Rahmung befassten sich in allen Epochen Denker mit dem Menschen in seinen sozialen Beziehungen. Nicht zuletzt ist die Frage nach diesem Verhältnis eine Grundfrage religiösen Denkens.

Zugleich aber gilt Gemeinschaft als Begriff der Moderne, denn in seiner emphatischen Aufladung machte er im 19. Jahrhundert Karriere, wurde zur politischen Kampfvokabel. Die ganz unterschiedlichen Gemeinschaftskonzepte, die nun etwa in der Romantik oder im Sozialismus formuliert wurden, verband ein Bezug auf Gemeinschaft als gefährdetes Gut, das es wiederzuerlangen gelte. Zunehmend wurde der Begriff in einen Gegensatz zur Moderne gesetzt. Eine solche Konnotation prägte auch Ferdinand Tönnies' 1887 publizierte Schrift *Gemeinschaft und Gesellschaft*, die das Verhältnis beider zwar vielfach ambivalent porträtierte, sie aber letztlich als Gegenbegriffe etablierte.[4] Gerade im deutschsprachigen Raum entfaltete Tönnies' Schrift eine erstaunliche Wirkmacht; 1935 erschien die achte Auflage des Werkes. Seine Diagnosen trafen einen Nerv der Zeit. Unterschiedlichste politische Bewegungen eigneten sie sich an – in vereinfachter, vielfach umgedeuteter Form. Vor diesem Hintergrund ist es aufschlussreich, dass Norbert Grube und Andreas Hoffmann-Ocon in ihrem Beitrag auch Grenzen der Rezeption nachweisen.

Nicht zufällig fokussieren die Beiträge dieses Bandes ganz überwiegend auf die Phase zwischen etwa 1890 und den 1950er Jahren. Gerade im deutschsprachigen Raum war dies die Hochphase des Gemeinschaftsdenkens. In religiösen Kontexten des beginnenden 20. Jahrhunderts machte Gemeinschaft als Sehnsuchtsbegriff nun ebenso Karriere wie in der Jugendbewegung, dem völkischen Denken und schließlich dem Nationalsozialismus. Nach 1945 blieben positive Konnotationen der Gemeinschaft zunächst weithin ungebrochen, wohl gerade, weil Zeitgenossen sie nicht nur mit dem Faschismus, sondern auch mit alternativen Ordnungsvorstellungen verbanden. In den ausgehenden 1950er Jahren aber wurde, wie die einleitenden Zitate unterstreichen, das Gemeinschaftspathos brüchig. Gemeinschaft erschien als Gespenst der Vergangenheit. Der Gemeinschaftsbegriff erfuhr, wie auch Sandra Wenk in ihrem Beitrag mit Blick auf Schuldebatten belegt, eine erneute Umwertung.

[4] Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen, Leipzig 1887.

Gemeinschaftsvorstellungen nachzugehen, verspricht schon wegen ihrer ausgesprochenen Präsenz in Diskursen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein hohes aufschließendes Potenzial für diese Epoche – einerseits. Andererseits erweist sich als Herausforderung, was bereits Hartmut Rosa, Lars Gertenbach, Henning Laux und David Stecker formuliert haben: «Gemeinschaft ‹gibt› es nicht: Man kann sie nicht sehen und nicht greifen.»[5] Gemeinschaft war im 20. Jahrhundert ein schillernder Begriff mit vielfältigen, konkurrierenden und sich wandelnden Konnotationen; das konstatieren und belegen auch die Beiträge dieses Bandes. Lassen sich demnach Charakteristika des Gemeinschaftsdenkens überhaupt fassen? Was offenbaren sie über dieses Jahrhundert?

Auf Gemeinschaft Bezug zu nehmen, das zieht sich als Leitfaden durch die Beiträge, verband sich mit spezifischen Ordnungsvorstellungen. Bei aller Vielfalt der Begriffsverwendung verband die untersuchten Gemeinschaftskonzepte eine Assoziation mit einer gewissen Überzeitlichkeit, mit dem Organischen, Natürlichen und Gewordenen, im Unterschied zum Gemachten. Gemeinschaft versprach Stabilität; zu ihren Assoziationen gehörten auch Struktur, Begrenztheit und Übersichtlichkeit. Gerade die Assoziation des Gewordenseins verschaffte dem Ideal der Gemeinschaft in Phasen eines wahrgenommenen beschleunigten Wandels Legitimation. Das schloss nicht aus, dass Gemeinschaft zugleich als etwas galt, das gepflegt und damit letztlich hergestellt werden musste. Vergleichbare Widersprüchlichkeiten prägten etwa auch die Vorstellung ‹natürlicher› und ‹unveränderbarer› Geschlechtscharaktere.

Während sich im völkischen Spektrum der Jugendbewegung und schließlich im Faschismus radikale Gemeinschaftskonzepte etablierten, die das Individuum unterordneten und/oder entwerteten, dominierten den Beiträgen dieses Bandes zufolge im religiösen Feld eher Ideale eines harmonischen Ineinandergreifens, einer unauflöslichen Verschränkung von Freiheit und Bindung. ‹Freiheit›, ‹Bindung› und andere Begriffe im Wortfeld wurden allerdings vielfach vage gefüllt und konnten wiederum mit einer breiten Vielfalt von Konnotationen unterlegt werden. Wiesen radikale Gemeinschaftskonzepte häufig eine starke Zukunftsbezogenheit auf, war der Gemeinschaftsbegriff im religiösen Feld vergleichsweise deutlicher in der Vergangenheit oder Überzeitlichkeit verortet, mit einer Betonung sowohl von Tradition wie auch von Transzendenz. Die Evokation der Gemeinschaft war somit auch eine Strategie der Kontingenzbewältigung in einer unübersichtlichen Gegenwart. Trotz der skizzierten Unterschiede konnten religiöse Gemeinschaftskonzepte dabei durchaus anschlussfähig für völkische Ideologien sein: Vielleicht war es gerade die Unbestimmtheit des Konzepts, die solche Allianzen ermöglichte.

[5] Hartmut Rosa u.a., Theorien der Gemeinschaft – zur Einführung, Hamburg 2010, 9.

Sich auf Gemeinschaft zu berufen, war auch in pädagogisch-religiösen Diskursen meist Teil oder Instrument einer Strategie der Einhegung des Individuums, dessen Entfesselung als Konsequenz der Moderne diagnostiziert oder befürchtet wurde. Solche Einhegungsstrategien analysieren die Beiträge des Bandes mit Blick einerseits auf Schüler und Schule, andererseits auf Ehe und Familie. Nicht selten überschnitten sich beide Felder, wurde die vermeintlich natürliche Ordnung der Familie doch gerne als Vorbild für die Schule gewertet: Das verband Debatten in Zürcher Lehrerbildungskreisen der Zwischenkriegszeit mit westdeutschen Konzepten der Volksschulerziehung nach 1945. Vielfach ging der positive Rekurs auf Gemeinschaft einher mit einer Legitimation von Hierarchien, von Gehorsam, Kontrolle und Disziplinierung; zudem korrespondierte er meist mit einer impliziten oder expliziten Ablehnung von Wandel. Die Vielfalt der Konzeptionen des Verhältnisses zwischen Individuum und Kollektiv, die in diesem Band versammelt sind, verweist jedoch darauf, dass sich Zeitgenossen den Gemeinschaftsbegriff auf durchaus eigensinnige Art und Weise nutzbar machen konnten. Mit dem Begriff der Gemeinschaft konnte auch *gegen* spezifische Formen der Kontrolle und des Zwangs, *gegen* das Festhalten am Etablierten und *für* eine ‹Entfaltung› des Individuums argumentiert werden. Wenngleich in diesen Kontexten meist nur begrenzte Formen des Wandels angedacht wurden, war der Bezug auf Gemeinschaft keineswegs notwendigerweise restaurativer Natur.

Der ideengeschichtliche Zugang, den viele Beiträge dieses Bandes verfolgen, belegt die Faszination des Gemeinschaftsbegriffs, seine lange weitgehend ungebrochene Wirkmacht und seine Vielschichtigkeit. Er offenbart zeitgenössische Ängste und Suchbewegungen: Zum Vorschein kommt eine Epoche, die sich intensiv, manchmal obsessiv mit dem Verhältnis von Individuum und Kollektiv auseinandersetzte. Dieses Verhältnis auszuloten, war Teil der Lernprozesse, die europäische Gesellschaften als Reaktion auf den rapiden Wandel seit dem 19. Jahrhundert durchmachten.[6] Was Gemeinschaft, Freiheit oder Bindung bedeuteten, lag zugleich jedoch nicht in der Deutungsmacht der Autoren, sondern war Produkt vielfältiger Aushandlungsprozesse. So lassen sich für zukünftige Forschungen verschiedene Herausforderungen ausmachen: Erstens müssten sozialgeschichtliche Perspektiven und die kulturgeschichtliche Frage nach der Wirkmacht von Deutungsmustern gestärkt werden: Wie machten sich Eheleute die Ganzheitsvorstellungen eines Theodor Bovet oder Heinrich Hanselmann zu eigen? Wie prägten solche Vorstellungen Lebensführung? Was bedeutete «Freiheit» in der Praxis des Quickborn? Was war «Gemeinschaft» im Volksschulalltag? Nicht weniger wichtig ist zweitens die Frage nach den In- und Exklusionskriterien: Auf welches

[6] Zu diesen Lernprozessen vgl. Ulrich Herbert, Europe in High Modernity: Reflections on a Theory of the 20th Century, in: Journal of Modern European History 5 (2007) 5–21.

Kollektiv bezog sich der jeweilige Gemeinschaftsbegriff? Wer wurde in der Konzeption, wer in der Praxis einbezogen oder ausgeschlossen? Solche Fragen werden in einer Reihe von Beiträgen aufgeworfen; in keinem Fall sind sie einfach zu klären. Gemeinschaftskonzepte stets in Bezug zu setzen zur Praxis, ist für die Forschung mit Blick auf die Erschließung von Quellen eine Herausforderung, verspräche jedoch ein vertieftes Verständnis nicht nur des frühen 20. Jahrhunderts.

Die Beiträge des Bandes rücken die Historizität des Gemeinschaftsdenkens in den Fokus; auch das gälte es, drittens, in zukünftiger Forschung zu vertiefen. Dafür böte sich ein empirischer Fokus auf Umbruchsphasen an. So könnte etwa ein Blick auf den Umgang mit dem Gemeinschaftsbegriff *und* auf Praktiken der Vergemeinschaftung in der frühen Nachkriegszeit neue Einblicke in die jüngst verstärkt debattierte Frage eröffnen, was Zeitgenossen nach 1945 als «nationalsozialistisch» verstanden.[7] In ähnlicher Weise fruchtbar wäre eine vertiefte Analyse von Gemeinschaftsvorstellungen in den 1970er Jahren. Wurde der emphatische Bezug auf das Ideal der Gemeinschaft in den 1960er Jahren mit Zwang und Hierarchie gleichgesetzt, als rückwärtsgewandt, als Ideologie, als harmonisierend und zugleich realitätsfern gebrandmarkt, prägten positive Gemeinschaftskonzepte doch auch das alternative Milieu und soziale Bewegungen der 1970er Jahre.[8] Dort kursierten sie meist unter anderer Semantik: Die Begriffe der Kommune, des Kollektivs und des Zusammenhalts ersetzten jenen der Gemeinschaft. Hier Kontinuitäten und Brüche genauer zu untersuchen, böte auch eine Grundlage, die 1970er Jahre stärker in eine Geschichte des 20. Jahrhunderts einzubetten.

Die Beiträge des Bandes fokussieren ganz auf den deutschen Sprachraum. Das ist durchaus begründet, denn es spricht einiges dafür, dass in Deutschland das Gemeinschaftsdenken eine besondere Ausprägung erfuhr, hier eine besondere Wucht entfaltete – um dann in den 1960er Jahren wiederum mit besonderer Schärfe kritisiert zu werden. Vergleichende Perspektiven könnten, das ist eine vierte Herausforderung für die Forschung, Aufschluss liefern über die Frage nach Spezifika und transnationalen Entwicklungen. Fruchtbar wären zum einen Vergleiche

7 Vgl. etwa Janosch Steuwer/Hanne Leßau, «Wer ist ein Nazi? Woran erkennt man ihn?» Zur Unterscheidung von Nationalsozialisten und anderen Deutschen in: Mittelweg 36/23 (2014) 30–51; zu Gemeinschaftskonzepten nach 1945 u.a. Christine G. Krüger, Dienstethos, Abenteuerlust, Bürgerpflicht. Jugendfreiwilligendienste in Deutschland und Großbritannien im 20. Jahrhundert, Göttingen 2016; zu der Frage, welche Deutungen des Nationalsozialismus Erziehungsdebatten nach 1945 prägten, auch Sonja Levsen, Autorität und Demokratie. Eine Kulturgeschichte des Erziehungswandels in Westdeutschland und Frankreich, 1945–1975, Göttingen 2019; zu ‹Gemeinschaft› u.a. 69f., 122f., 169ff.

8 Vgl. Sven Reichardt, Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Berlin 2014.

innerhalb des deutschen Sprachraums, mit Blick auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten etwa schweizerischer und deutscher Diskurse und Gemeinschaftsexperimente: Ideen zirkulierten innerhalb des deutschen Sprachraums weitgehend mühelos, Autoren bezogen sich grenzübergreifend vielfach aufeinander. Die gesellschaftliche Resonanz solcher Ideen aber hing nicht zuletzt von politischen Kontexten und Entscheidungen ab; das könnten deutsch-schweizerische oder deutsch-österreichische Vergleiche erhellen. Auch in französischen, britischen und US-amerikanischen Erziehungsdiskursen nahmen *communauté* und *community* einen wichtigen Stellenwert ein; ihren jeweiligen semantischen Nuancen und ihrer jeweiligen Wirkmacht vergleichend nachzugehen verspräche neue Erkenntnisse über Gründe und Ausprägungen deutscher Spezifika. Denn trotz der Parallelen entwickelte ein emphatischer Gemeinschaftsbegriff in der deutschen Zwischenkriegszeit eine doch sehr spezifische Präsenz, gerade in der Überhöhung der Volksgemeinschaft. Auch nach 1945 wurde der deutsche Begriff der Gemeinschaft im englischen Sprachraum immer wieder als unübersetzbar bezeichnet, schienen ihm spezifische Bedeutungsschichten zu eigen. So wäre nicht zuletzt zu fragen, ob nicht auch die Gemeinschaftskonzepte des alternativen Milieus sich aus einer spezifisch deutschen Tradition des Gemeinschaftsdenkens erklären lassen; auch dafür bedürfte es des Vergleichs. In diesem Zuge gälte es auch nach anderen Begriffen im Wortfeld zu fragen, nach Gruppe, Kollektiv, Ganzheit etc., nach Bedeutungszuschreibungen an diese, ihrem Bezug zueinander und ihren Wandel.

Gemeinschaftsdenken zu analysieren, so lässt sich abschließend konstatieren, kann in all diesen Erweiterungen zu einer produktiven heuristischen Sonde für das Verständnis des 20. Jahrhunderts werden. Die damit verbundenen Herausforderungen sind nicht gering; es lohnt sich jedoch, sie anzunehmen.

Sonja Levsen, PD Dr., Dilthey Fellow, Historisches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.